

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 34 (1940)
Heft: 7-8

Artikel: Wohin gehen wir?
Autor: Ragaz, Leonhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-137665>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dieser Welt“; der die Menschen durch pharisäische Vergrößerung des Kleinen blind macht für die großen Irrtümer und Sünden in der Welt — gerade dagegen richtet sich ja die prophetische Verkündigung.

Vom jungen Tolstoi schrieb einer seiner Freunde, er begehe zwar auffallende Torheiten, aber jede derselben sei dem verständigsten Benehmen der anderen doch vorzuziehen. Wir kennen jetzt den Grund und Sinn dieser „prophetischen Torheit“: sie ist eben die unvermeidliche Kehrseite der prophetischen Wahrheit und Weisheit, wie seine Einseitigkeit die Folge einer außergewöhnlichen Lebendigkeit und Einsichtigkeit ist.

H. H.

Wohin gehen wir?

Wenn wir unsern Blick in die Zukunft richten, so bieten sich uns drei Perspektiven.

Die eine möchte ich die der *nahen Hoffnung* nennen. Wir sehen dann zwar deutlich genug die ganze Furchtbarkeit der Lage, das, menschlich betrachtet, Ausichtslose daran. Aber wir hoffen auf einen Umschwung. Und zwar in nicht zu ferner Zeit, vielleicht in Kürze. Die Mächte, welche jetzt die Welt verheeren, alle Freiheit und Menschlichkeit zerstampfend, alle Hoffnung auf das Reich Gottes und des Menschen illusorisch machend, haben zwar ihre „Stunde“, wo die „Macht der Finsternis“ herrscht. Auch dies nach Gottes Ratfchluß, oder wenigstens unter seiner Zulassung. Aber diese Stunde wird vorübergehen, die Finsternis wird sich zerteilen, der Tag der Freiheit und Menschlichkeit wieder anbrechen, alles Gemordete, Geschändete, Zertretene wieder auferstehen — schöner, reiner, stärker als zuvor. Inzwischen arbeiten wir, vielleicht in einer erzwungenen Stille, und bereiten, soweit es an uns liegt, den Umschwung vor, rüsten uns auf ihn, beten darum, bauen im Geiste an einer neuen Demokratie, einer neuen Freiheit und Menschlichkeit, einem neuen Frieden, einem neuen Europa, einer neuen Welt, einer neuen Schweiz. Durch diesen Ausblick getröstet halten wir mit Gott und unserer unbefieglichen, besonders in ihm unbefieglichen, Seele aus in der Schwere und Dunkelheit dieser Tage — inzwischen auch auf alles Schlimmste gerüstet, das aber nicht das *letzte* Wort sein wird. Wir harren aus mit Gott. Von ihm erhalten wir dafür die Kraft. Wir bauen auf seine Verheißung.

Das ist's, was ich die nahe Hoffnung nenne und vielleicht auch die *kurze* Perspektive nennen könnte. Es ist eine Hoffnung und Perspektive auf *weltliche* Entwicklung günstiger Art.

Aber dagegen erhebt sich immer wieder ein Zweifel. Der Umschwung scheint sich nicht zu nähern, sondern nur immer weiter zu entfernen. Der Zusammenbruch geht vorwärts, erweist sich als noch radikaler, denn wir gemeint hatten. Es geht nicht einem nahen Tag entgegen, sondern immer tiefer in finsterste Finsternis hinein. Das

Böse steigert sich zu so furchtbarer Macht, daß ihm nur Eines gewachsen zu sein scheint: *Christus selbst*, seine „Wiederkunft“, sein neues Kommen, sein Kommen zum Gericht und zur Erfüllung. Alles andere, alles Arbeiten, Planen, Kämpfen im Einzelnen erscheint vor dieser Lage als Torheit. Es bleibt nur dieses Eine übrig, das freilich vollkommen genügt, mehr als genügt.

Das ist nun allerdings wieder eine *nahe* Hoffnung, eine *kurze* Perspektive, nur von ganz anderer Art als die vorhin geschilderte. Denn es ist ein Ende aller *weltlichen* Entwicklung.

Aber es gibt auch einen Ausblick auf *lange* Sicht, eine *weite* Perspektive. Wir können uns denken, daß die Lage, die nun eingetreten ist, Dauer haben wird, daß eine lange, lange Zeit der *Knechtschaft* kommt, des geistigen *Winters*. Es ist möglich, daß es mit Demokratie, Sozialismus, Frieden, mit jeglicher politischen und sozialen Hoffnung für lange aus ist. Daß wir uns darin fügen müssen. Auch die *Sache Christi* teilte dann dieses Los. Unser Christentum würde als weltliche Größe immer mehr zertrümmert und aufgelöst. Die Sache Christi würde, nach der Vorherfrage Jesu (vgl. Matthäus 10, 22 und 24, 9) wieder „gehaßt von jedermann“. Sie müßte in die Katastrophen zurück. Es können die Zeiten des Imperium Romanum wiederkehren.

Das alles wäre freilich auch nicht das *letzte* Wort. Jenseits dieses Dunkels wartete ein neuer Tag, jenseits dieses Winters ein neuer Frühling, jenseits dieses Todes ein neues Leben.

Das sind die drei Perspektiven. Sie streiten sich in der *Welt* um die Herrschaft und streiten sich darum *in uns selbst*. Wir geraten dadurch in Widerspruch mit uns selbst. Wir möchten arbeiten, kämpfen, vorbereiten, bauen — aber wie, wenn Christus vor der Türe stünde, zum Gericht und zur Aufrichtung des neuen Himmels und der neuen Erde? Wir möchten *hoffen* — auf *nahen* Sieg, *nahe* Wendung, aber wie, wenn es in jenes lange winterliche Todesdunkel hineinginge? Und doch — dürfen wir *müßig* sein, die Hände in den Schoß legen? Sind wir so sicher, daß das *Ende* da ist — so oder so? Wir müssen, so scheint es, aus diesem Schwanken heraus, müssen *wählen*. Welches ist die *richtige* Perspektive?

Die erste Antwort scheint lauten zu müssen: *Wir wissen es nicht*. Denn wir durchschauen das Dunkel der Zukunft nicht.

Aber das kann uns, so richtig es ist, nicht genügen. Eine andere Antwort ist noch richtiger. Wir müssen, scheint mir, sagen: Sowohl die zweite als die dritte Perspektive ist *möglich*. Es ist *möglich*, daß Christus kommt, bald, zum Abbruch dieser Welt und zur Aufrichtung der neuen. Wir tun gut, auch darauf gerüstet zu sein. Es ist aber *auch* möglich, daß es jenen langen, dunklen Weg der Geschichte geht; wir tun gut, auch darauf gefaßt zu sein.

Ueber diesen *letzteren* Weg müssen wir ausführlicher reden. Er er-

scheint uns furchtbar schwer, furchtbar dunkel, fast als ein Todesweg. Aber *muß* er das sein? Kann er nicht auch ein Weg *Gottes* sein? Ist es nicht vielleicht *notwendig*, daß die Geschichte diesen Weg geht? Müßten nicht vielleicht Freiheit, Frieden, Demokratie, Sozialismus und alle andere hohe und höchste Hoffnung, auch die Schweiz, aber auch die Sache Christi selbst, in diesen Wintertod hinein, um daraus erneuert, wiedergeboren, hervorzubrechen, wenn wieder ein Frühling des Geistes auf der Erde erscheint und ein neuer Osterruf der Geschichte ertönt? Muß nicht besonders die Sache Christi wieder zu ihrem Ursprung zurück, um abzustreifen, was alles sich von der Welt her belastend, entstellend an sie gehängt hat, damit sie in Jugendglanz und weltüberwindender Kraft sich neu erhebe? Ist nicht das vielleicht nun der Weg des Reiches Gottes?

Aber ist es nicht doch ein *langer* und *dunkler* Weg?

Ich antworte: Ein langer Weg, ja, und ein dunkler. In *einem* Sinne. Aber was will es heißen: *lange*? Es wird auch auf diesem Wege viel zu *erleben* sein, so gut wie auf einem andern. Die Geschichte wird nicht stille stehen. Mitten im Verfall der alten wird die *neue* Welt sich vorbereiten. Wie war es denn in jenem Imperium Romanum? Es war in gewissem Sinne sicher eine Welt des Verfalls. Aber *nur* des Verfalls? Lebte in ihr nicht schon etwas viel Größeres, als sie, in all ihrem Glanz, selber war: war in ihr nicht die *Gemeinde Christi*? Wuchs diese nicht, mitten in Haß und Verfolgung, in die Tiefe und in die Weite — eine neue Welt? Stieg in ihr nicht über das Weltreich das Gottesreich empor? — Und war es damals nur *dunkel*? Feierte damals nicht die Gemeinde in den Katakomben die Agape, das Brudermahl der Liebe? Baute sie nicht damals eine neue Gemeinschaft auf? Sammelte sie nicht die Evangelien? *Entstanden* diese nicht damals? Konnten sie zu einer *andern* Zeit entstehen? War es nicht die beste und schönste Zeit der Sache Christi — trotz der Martyrien, ja gerade wegen ihnen?

Und könnte das nicht auch von *der* Zeit gelten, die nun vielleicht kommt? Tut es, ich frage es noch einmal, der Sache Christi nicht gut, wenn sie statt äußerlich geehrt verfolgt, statt protegiert gehaßt wird? Ist das nicht der Weg, auf dem sie ihre ganze Kraft und Herrlichkeit wieder gewinnen kann und soll? Ist das nicht der Weg, auf dem das Reich Gottes in neuer Macht und Wucht aufbrechen und über das Weltreich siegen wird? Ist nicht immer wieder Sterben nötig, damit Leben werde?

Es kann aber auch, abgesehen von diesem Höchsten, auf diesem schweren Weg viel *Gutes* geben. Er kann darum selbst als gut empfunden werden. Er braucht nur äußerlich dunkel zu sein, kann aber innerlich viel Licht haben, mehr als wir in der vergangenen Epoche besaßen. Schon das Keimen und Sprossen des neuen Lebens, das Anbrechen der neuen Welt, kann großes Glück bedeuten, größeres als wir *jetzt* haben. Wir können fogar, sollen wohl gar, so paradox das auch

scheinen will, auf diesem Wege eine neue *Freiheit* erleben und befestigen, eine über alle bloß politische und soziale hinausgehende, tief innerlich begründete. So wie es ja damals, unter der Diktatur der Imperatoren, auch geschah. Und *Gott* wird sich überhaupt auch auf diesem Wege nicht verleugnen, im Gegenteil, uns wieder *näher* kommen, mehr unseres Lebens Kraft und Freude werden, mehr Wirklichkeit sein. Von ihm sagt aber der Psalm: „Finsternis ist nicht finster vor dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag.“ Darum gehen wir diesen Weg, wenn wir ihn gehen müssen, getrost — es ist auch *Gottes* Weg.

Aber wie denn — entscheiden wir uns also einseitig für den dritten Weg? Geben wir also alle *nahe* irdische und weltliche Hoffnung auf? Sollen wir also auf alles Arbeiten, Planen, Kämpfen verzichten?

Ich antworte Zweierlei.

Es handelt sich nach meinem Verstehen doch nicht um ein einfaches Entweder — Oder. Ich glaube freilich, daß wir, falls wir nicht bloß auf die nahe Erscheinung Christi zu Gericht und Vollendung warten, insofern mit dem *langen* Weg rechnen müssen, als die angehobene Weltumwälzung in offenen Zusammenbruch und stiller Neubildung eine ganze Geschichtsperiode in Anspruch nehmen wird. Und wir werden gut tun, die *apokalyptische* Linie des Geschehens nicht aus dem Auge zu lassen. Die Geschichte wird, glaube ich, nie mehr auf die frühere Ebene herabsteigen. Aber auch auf dieser Linie wird es allerlei *Entwicklungen* geben, allerlei Anfang und Ende im *Einzelnen*. Wir brauchen, um nur das zu nennen, was uns gegenwärtig am nächsten liegt, durchaus nicht anzunehmen, daß die augenblickliche politische Konstellation Dauer haben werde. Das ist vielmehr ganz unwahrscheinlich. Es ist in den Mächten, die augenblicklich obenauf sind, eine mit ihrem innersten Wesen verbundene *Unrast*, die sie rasch weiter und weiter treibt, ihrem Sieg und Sturz entgegen. Und es sind, wenn nicht alles trügt, Entwicklungen gerüstet, die über die ganze jetzt die Aufmerksamkeit in erster Linie in Anspruch nehmende Lage weit hinausgehen. So kann es inmitten der allgemeinen Entwicklung, die apokalyptisch bleibt, im Einzelnen *Wendungen* und *Befreiungen* geben, können Wege sich auf-tun, kann auch, in gewissem Sinne, Aufbau geschehen. Ich meine, das sei auch der Sinn der Offenbarung Johannis. Es kann auch für besondere Formen der Bedrängnis eine *rasche* Hilfe geben. Denn es bleibt das Wort Jesu gültig: „Wird Gott nicht seinen Erwählten, die Tag und Nacht zu ihm rufen, ihr Recht gewähren, daß er sich ihrer erbarme? Ich sage euch: er wird ihnen ihr Recht gewähren *in Kürze*.“ (Lukas 18, 7—8.)

Und die zweite Antwort: *Arbeiten sollen wir auf alle Fälle*. Auch planen, soweit es eben zum Arbeiten gehört. Und kämpfen. Das tun, was der Tag und die konkrete Lage fordern. *Denn nur so kann man Christus recht entgegengehen*. Man macht unter gewissen „Gläubigen“ die Erwartung der „Wiederkunft Christi“ zu einem Vorwand, sich

passiv in die vorhandenen Weltzustände zu fügen, ja sogar dabei mitzutun, soziales Unrecht, die Todesstrafe, den Krieg zu verteidigen, weil ja doch vor der „Wiederkunft Christi“ nichts zu machen sei. Das wird oft zu einem Skandal. Und es ist eine widrige Heuchelei. Wie hier schon gezeigt worden ist,¹⁾ bedeutet ein solches Verhalten das genaue Gegenteil dessen, was Christus selbst fordert. Er hat es selbst in dem Gleichnis von dem bösen Knechte, der die Zeit vor dem Kommen seines Herrn zu einem sehr weltlichen Treiben mißbraucht, als „Heuchelei“ bezeichnet und ihm das *richtige* Verhalten des andern Knechtes entgegengestellt, der im Warten auf den Herrn erst recht tätig und treu ist (vgl. Matth. 24, 42—51). Und wenn *morgen* Christus käme, so müßte ich *heute* erst recht meine Arbeit tun.

Wer sich aber anders verhält, der gerät nicht nur in Heuchelei, sondern auch in *Phantastik* hinein. Man läßt sich in allerlei Spekulationen über das Kommen Christi ein, über seine Formen, seinen Zeitpunkt. Letzteres in besonders krassem Widerspruch zu dem ausdrücklichen Wort Christi, daß den Tag und die Stunde niemand kenne, auch nicht die Engel des Himmels, und auch nicht einmal der Sohn, sondern allein der Vater (vgl. Matthäus 24, 36). Man blättert im Daniel, in der Offenbarung Johannis, in Matthäus 24, Markus 13, Lukas 17 herum, dazu in den Thesalonicherbriefen, blättert, grübelt, deutet, mißdeutet meistens — *und kommt um den lebendigen Gott und Christus herum*, der uns nur in der konkreten Lage und der konkreten Arbeit begegnet. Man gleicht jenen törichten Jungfrauen, die nicht nur einschlafen (das ist ja die Gefahr, die *allen* droht), sondern auch kein Oel in den Lampen haben. Man kann nur in Arbeit und Kampf recht auf Christus warten und recht mit ihm gehen, wenn er kommt.

Das Gleiche gilt für die Perspektive auf jenen langen Weg. Sie darf uns nicht vom Arbeiten, Kämpfen, Planen, Hoffen (und zwar auch auf *kurze* Frist) abhalten. Denn wenn auch diese Arbeit nicht genau jene Frucht tragen wird, die wir erwarteten, so wird sie doch eine Frucht tragen, vielleicht eine ungeahnt reiche. Sie wird wahrhaftig nicht vergeblich sein! Es wird von ihr das Wort gelten, daß das Weizenkorn, wenn es nicht in die Erde fällt, „allein“ bleibt, wenn es aber erstirbt, viele Frucht trägt. Arbeiten und Planen ist die beste Art, den Gang auf jenem dunklen Wege vorzubereiten. Arbeiten und Planen ist die Saat, die in diesen winterlichen Grund gestreut wird. Sie wird dort aufbewahrt, wird verwandelt, aber sie ist nicht umsonst ausgefät. In der Welt Gottes geht kein guter Same verloren. Es liegt in der Arbeit eine *Verheißung*. Sie schützt, auch in diesem Sinne, am besten vor dem *Verzweifeln*. Und es ist ja auch vieles zu tun, was *unmittelbar* zur Lage gehört, Vieles, Großes, Höchstes — Vieles und Neues. Es ist im geistigen Leben noch mehr als im natürlichen so, daß die edelste und verheißungsvollste Saat auf den *Winter* hin aus-

¹⁾ Vgl. den Aufsatz: „Matthäus 24“ im Februar- und Märzheft.

gestreut wird. *Schöner* ist es freilich, auf den Acker zu gehen, wenn die Frühlingssonne scheint, die Frühlingswinde wehen und die Kräfte der Erde sich freudig regen — so wie 1918 bis 1920 oder 1925 — aber verheißungsvoller, es zu tun, wenn — wie es 1940 scheint — zunächst der Winter naht. Denn es waltet dann noch deutlicher das Wunder, daß aus dem Tode Leben kommt.

Dahin, Freunde, gehen wir — *dahin* laßt uns gehen, mit Gott, *ihm* entgegen, nur ihm — arbeitend, kämpfend — *seinen* Weg gehend, *seiner* gewiß — *seinem* Reich entgegen! Leonhard Ragaz.

Ein Helden- und Märtyrerbuch.

Das Wort: „Habent sua fata libelli — Bücher haben ihre Schicksale“ bewährt sich immer wieder und bildet einen besonders bedeutamen Teil des Waltens einer überlegenen Ordnung in den menschlichen Dingen. Besonders, wenn man eine Ergänzung hinzufügt: „Wir haben mit Büchern unsere Schicksale.“ Das Buch von *Hedwig Anneler* über *Blanche Gamond*, von dessen so sehr wünschbarem Erscheinen wir vor einiger Zeit geredet haben, ist nun herausgekommen.¹⁾ Es hat vorher allerlei Schicksale gehabt. Entstanden ist es, als Frucht langer, gründlicher Versenkung in die Kampf- und Leidensgeschichte der Hugenotten, aus der glühenden Seele einer Frau, die, wie es ja immer sein sollte, nicht nur Historikerin, sondern auch Dichterin ist. Es hat dann selbst eine vielgestaltige Kampf- und Leidenszeit durchgemacht. Und nun erscheint es, meine ich, zur rechten Zeit. Denn nun, nach der Katastrophe Frankreichs, wendet sich ein schmerzliches und leidenschaftliches Interesse diesem Frankreich zu. Namentlich den Ursachen seines tragischen Zusammenbruches. Hier aber tritt dem tiefer Blickenden vor allem *Eines* entgegen: daß dieses Frankreich einst das Beste, was auf seinem Boden entstanden ist, die Hugenotten, unterdrückt, ausgeschieden, vernichtet hat, bis auf jenen kleinen Rest, der zwar immer noch Salz für sein Land geblieben ist, aber zu *wenig* war. *Die Hugenotten gingen und die Jesuiten kamen* — das ist der Schlüssel, der die Tragik Frankreichs im Innersten aufschließt. So macht das Schicksal des Buches es zu einem Buch des Schicksals.

Die ganze Geschichte der Hugenotten stellt das Buch dar, indem es einen besonders wichtigen Teil darstellt. Diese Geschichte ist gerade für *Schweizer* um so bedeutsamer, als sie ja von der Schweiz *ausgeht*, von Calvin und seinem Genf, die zu einem Teil — und was für einem zentralen! — der Schweiz und ihrer Geschichte geworden sind. Das Wort Hugenotten soll ja eine Abwandlung von „Eidgenossen“ sein. Jedenfalls gehört diese Geschichte, und nicht nur die sich in Frankreich abspielende, zu der Geschichte der „größeren Schweiz“. Diese ist frei-

¹⁾ Im Verlag Oprecht in Zürich.